

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 22

Artikel: Abgestürzt : eine Höhlen- und Hundegeschichte aus den steirischen Bergen
Autor: Ehrhart, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufbruch.

Nun liebes, leichtes Ränzel, baumle
Am Rücken wieder hin und her,
Und du, beschwingte Sehnsucht, taumle
Hinaus, ins grüne Freudenmeer!
Kristallner See, Smaragd der Wiese,
Am schönen Tag so oft erprobt,
Wer ift's, der euch genugsam priese?
Ich nenn' euch, und ihr seid gelobt.

Solang' das Wasser in den Mühlen
Die Tanne des Gebirgs zersägt,
Verlang' ich von der Welt Gefühlen
Nur eins: das mich waldaufwärts trägt.
Da pfeift ein munres Finkenknäblein —
Was sprichst du, trautes Vögelein?
Es schaut auf mich und weht sein Schnäblein:
Du solltest doch zu zweien sein!

So gib dich hin, mein süßes Leben,
Dem Urgenuß, der rings so nah!
Was willst du weiter dir erstreben?
Aus diesen Quellen kommst du ja!
Iß's nicht der Spiegel aller Dichtung,
Wie die Forelle hier im See,
Wie dort auf hoher Buchenlichtung
Sein Leben lebt das junge Reh?

Ferdinand Kürnberger.

Abgestürzt.

Eine Höhlen- und Hundegeschichte aus den steirischen Bergen.

Von Otto Ehrhart.

Der Tag liegt noch tief hinter den Bergen. Die Frühnebel brauen über dem Grundlsee, wie auf der an seinem linken Waldufer hinführenden Straße. Es herrscht eine wattenweiche, wiegende Stille, die durch das ferne und gleichmäßige Schüttern fallender Gebirgswasser kaum bewegt wird.

Bei den letzten Schachenhäusern, wo zur Linien ein Waldsteig abzweigt, der in schneller Steigung in das tote Gebirge und auf die Größler Almen hinaufführt, steht ein melancholisches Dackelvieh auf der Straße und schaut sehnsüchtig ins Gebirge hinauf. Man ahnt sofort, daß „Bazi“ seinem Herrn bloß deshalb davon- und vorausgelaufen ist, weil er ihn bewegen will — ihm schon von weitem andeuten will —, daß er hier hinaufsteigen, statt auf der faden Seestraße weiterwandern soll. Er möchte bloß gewissermaßen dem Schicksal einen kleinen Stups zu seinen Gunsten geben.

Nun hört man auch den schweren Tritt von Bergschuhen, scharfes Klirren einer Pickelzwinge, und endlich taucht aus den Nebeln eine große Mannsperson hervor, die in knappem Kletteranzug, mit pralem Rückack, darauf ein doppeltes Hanfseil und starke Steigeisen befestigt sind, einen hochalpinen Eindruck macht. Bobs Rumpold weiß genau, daß ihn sein Dack-

el hier erwartet, aber zur Strafe für seinen Eigenwillen läßt er ihn gerne noch ein wenig jaulen und jammern. Erst wie das Tierchen so recht im Zweifel steckt, ruft er ihm zu: „Links hinauf, Bazi!“

Glücklich heulend saust der kleine Röter davon, und bald darauf kann man vom Waldsteig herab ein markenschüttendes Geflölle hören: Wrrau — rrrauuu — rrrauuuu!!! — Das heißt ins Menschliche überetzt: „Hurra! Wir steigen heut aufs Gebirge!“

Es würde diese Erzählung wohl allzu sehr verlängern, wollte ich mit Herz und Sinnen des Menschen, der da so stetig in die immer heller aufglühenden Berge steigt, alle die ihn erregenden Landschaftsbilder schildern betrachten. Schließlich bin ich auch kein Maler wie er, der bei jeder Aussicht neue Probleme von Farben, Lichtern und Schatten sieht, und vor allem bin ich auch kein Naturforscher wie dieser Vielseitige, also daß ich bald hier, bald dort, mit einem seltenen Stein, einer schönen Blume oder einem interessanten Moos in den Händen gedankenvoll verharren müßte...

Einige Stunden später wandern die beiden in der blauen Höhe über dem Hochwald, der nun wie eine dunkle Mauer zurückgeblieben ist und vereinzelt wachsenden Lärchen, Birken und



Alplerfrieden. Motiv am Mettenberg ob Grindelwald.

Phot. C. Lachenal, Zurich.

unverwüstlichen Latschen Platz gemacht hat. Auf der hellen, lichtüberfluteten Alpe, wo das läutende Almvieh weidet und graue, holzgezimmerte Sennhütten wie behagliche Nester in smaragdenen, flimmernden Mulden liegen.

Es ist ein prachtvoller, königlicher Tag geworden. Aus den Hütten steigt der Rauch der Morgenfeuer in die Höhe. Ein wunderbar fräffiger Duft von frischem Heu, von Bergblumen, schwitzenden Nadelhölzern stärkt die Lungen und macht die Sinne froh und weit.

Bazi würde hier gerne wie sonst immer ein wenig im gastlichen Almdorf bleiben, aber sein Herr findet, daß man schon genug Zeit für den Aufstieg vertrödelt habe. Die heutige Tour gestattet keine weiteren Unterbrechungen. Nur an der letzten Hütte, wo die blonde Mirz haust, reift Bobs den Laden auf und ruft grüßend in die Stube hinein, daß er zu den Salzofenhöhlen hinaufgehe. „Marand und Joseph!“ kommt's von drinnen zurück.

„Gelt nimm di fei in acht! Kimm gut abi!“ — „Schon recht. Pfütat di God, Mirz!“ gibt der schon wieder Wandernde zurück.

Rasch geht er nun weiter, über die Matten

und durch das Felsenstörl auf das Aipl hinauf, auf den Grat, von dem man gerade hinüber zum Salzofen sieht. Wie ein gutmütiger begraster Felsbuckel sieht der Berg von hier aus. Man kann sich nur schwer vorstellen, daß seine östliche Hälfte eine einzige grifflose Wand ist, die vom Gipfel fast ohne Backung und Kerbe steil bis zum jenseitigen Talboden niedersiegt...

Mit guten Augen nimmt man schon vom Aipl aus, dicht am Rand einer Felswand, einen dunklen Schatten wahr, der sich bald, nachdem man das trennende Hochkar überschritten hat, als eine ganz respektable Höhle erweist. Hiermit erkennen wir zugleich den wahren Charakter des Berges, der in seinem Inneren hohl und zerfressen, von Hunderten von Löchern, Rissen und Räumen durchzogen ist. Diese Verflüchtigung — und vielleicht auch, weil er damals, als das Salz noch begehrte Schmuggelware war, manchem Konterbandisten als Versteck gedient haben mag — hat ihm wohl den merkwürdigen Namen „Salzofen“ eingetragen. Bobs aber war sicher der erste Mensch, der tiefer in seine geheimnisvollen Räume eingedrungen war.

Heute nun gedachte er den Berg vollends zu untersuchen, und er hatte vor allem im Sinn, ein paar der so überaus seltenen und begehrten Höhleninsekten zu fangen. Einige jener winzigen Tiere, die es verstanden haben, sich durch Tausende von Jahren hindurch in den licht- und wärmearmen Löchern zu erhalten, fortzupflanzen, kurz — zu akklimatisieren.

Vor der Höhle überprüfte er noch einmal genauestens sein Material: Pickel, Seil und Steigisen, die starke, umgitterte elektrische Scheinwerferlampe und den Bezahl-Kompaß. In den Taschen verstaute er neben Uhr und Messer kleine, mit Ätherwatte präparierte und für die Aufnahme der Insekten bestimmte Fläschchen, etwas Dörrobst, Schokolade und endlich — seine alte Armeepistole.

Nun war alles so weit... Er betrat die Eingangshöhle, wandte sich sofort nach rechts und kroch auf allen Vieren unter einem mächtigen Felsblock durch in ein hohes, tempelartiges Gemach, wo sein Hund schon eifrig am Wühlen und Graben war. Dieser Raum, dessen Nacht nur durch das blaue Glas einiger schmaler, hoch oben im fernen Himmel mündender Risse und Löcher mystisch bestrahlt wurde, wirkte wie ein Gözentempel uralter Zeiten. Es war eine unheimliche Stille in ihm, die nur ab und zu von den schnaubenden Lauten des Hundes unterbrochen wurde. Der Atem quoll in der nebel-schweren Luft als Wolke vom Mund, und der scharf begrenzte Regel der Vaterne zauberte während des Gehens phantastische Schatten und grotesk bewegte Steingestalten hervor. Es war, als ob die toten Wände lebten... Staub rieselte sacht, oder auch es lösten sich irgendwo aus der dunklen Leere Steine, die dumpf in dumpfere Tiefen schlugen.

Indessen — diese Geräusche waren dem jungen Manne längst vertraut. Den Raum, in dem er eben stand, sowie mehrere Seitengelasse hatte er bereits gründlich durchforscht, sie boten ihm nichts Neues mehr. Suchend wanderte er weiter und ließ den Schein der Vaterne durch ein schmales seitliches Loch in die Tiefe fallen. Kalter Wind strich ihn an, und er blickte in einen engen glattwandigen Schlund hinab, auf dessen Boden ein mächtiges Gesteinsstück vermoderte. „Wo der Wind weht, ist auch ein Weg!“ dachte er, und beschloß hier weiterzuwandern. Nur der Hund musste jetzt zurückbleiben, es hatte keinen Sinn, ihn dort hinabzu-

schleifen. Wobei musste die volle Hälfte des Seils opfern, denn bei solch steilem Abstieg ist es nötig, daß man dasselbe doppelt nimmt und dann und wann durch Knoten verbindet, die dann beim beschwerlichen Aufstieg dem Fuß Gelegenheit zu kurzen Rasten geben. Nachdem er die Leine an einer sichern Felsnase befestigt hatte, ließ er sich in die Tiefe gleiten.

Es war ein schmaler, seitlich geborstener Sack, auf dessen Grund er jetzt landete. Zur Linken gähnte dunkle Leere, aus der in regelmäßigen Intervallen klingender Wassertropfensfall an seine Ohren schlug. Das schnell in die Nacht geworfene Licht vermochte nichts zu erfassen... Weder Breite noch Tiefe schien ergreifbar. Nun — das hatte ja wohl noch Zeit... Sorgsam machte er sich an die Untersuchung des Bodens... Das große, einem Bootsgerippe nicht unähnliche Skelett war wertlos. Es stammte von einem Weideochsen, der früher sicher in eins der Felslöcher gestürzt und dann von Schnee- und Regenwasser in den Grund gespült worden war. Bald aber, während er mit Pickel und Messer vorsichtig lockern in den feuchten Grundsand schürzte, brachte ihm der Berg bessere Funde dar. Stunden vergingen, während welcher er ganz hingenommen arbeitete, Knochen um Knochen säuberlich befreite, aneinanderreihte und dann und wann eine kurze Eintragung in sein Fundbuch machte. Jetzt schien es ihm genug... Er wollte lieber lebendige Beute machen. Anscheinend aber war dieser windige Sack für das Vorkommen der Höhenfauna nicht geeignet.

Wieder tastet die Vaterne in die Nacht... irgendwo hört man in der Tiefe Wasser rauschen... aber wo? Wie gut könnten dort einige Exemplare *Niphargus puteanus*, des Höhlenflohkrebses, zu finden sein!... Ein Stein, direkt in die Tiefe gesandt, bringt keinen Laut. Ein zweiter, mehr seitlich geworfener gibt in verschiedenartigen Aufschlägen unregelmäßige Schichtung des Gesteins und endlichen Aufschlag ins Wasser kund. Dort drüber könnte man wohl hinunter gelangen! Aber wie dort hin?

Suchend fährt das Licht in den steilen Abgrund hinab und findet, kaum zehn Meter unter dem augenblicklichen Stand, ein schmales Felsband, das schräg abwärts in die Tiefe zu führen scheint. Schnell wird der Pickel festgerammt, das zweite Seil nach der Art des ersten daran befestigt, und schon steht der kühne

Mensch auf dem felsigen Streifen, der ihn entweder zu neuen Tünden bringt oder aber gebieterrisch zur Rückkehr auffordert.

Einen Augenblick nur zaudert er, dann tastet er sich mutig Fuß für Fuß in die Dunkelheit hinab. Er weiß unerbittlich: Fehlritt ist Tod! Bleich tanzt der Schein vor seinen Füßen, überall dräut schwarze Felsennacht. Der Fels wird bald feuchter, naß und glitschig... Ein plötzlicher Wind drängt vor ihm auf, mahnt zur äußersten Vorsicht und dann: steht er vor einer schwarzen Spalte, die, zu breit zum Überspringen, dem Füße drohenden Halt gebietet!... Er hat kein Seil mehr... Also abgeschlagen!? Aus!? — Doch nein, dort, etwas tiefer, gerade noch mit den Füßen erreichbar, lässt sich im Spalt eine verflemmte Steinplatte erkennen, die gut als Brücke dienen könnte... Alle Nerven aufs Äußerste gespannt, kriecht er näher und lässt sich dann rückweise, zuletzt mit ausgestreckten Armen, auf den leicht geneigten Stein hinab. Die Platte hält — er hat Stand! Schnell darüber hinweg. Schon tastet die Hand nach dem Felsen drüben, schon will er jubeln — als er unter seinen Füßen ein verräterisches Knacken vernimmt. Instinktiv schleudert er sich an den Fels... Die Hände suchen, tasten fieberhaft nach einem Griff, aber ehe er irgend einen festen Halt zu ergreifen vermag, poltert der Stein, auf dem er steht, sträubend, qualmend in die Tiefe. Donner durchschlägt die Felsen, Knallen, Schüttern und Klatschen, es hat ihn jäh hinabgerissen, schlägt ihn wirbelnd hin und her... bis das grausame Loben allmählich in der Tiefe verklingt... Der Berg hat sein Opfer empfangen!...

Es ist wieder still wie vorher. Staub rieselt sacht. Wasser rauschen leise. Dann und wann geht ein morscher Stein zu Grund. Fällt, genau um dieselbe Stunde, Minute und Sekunde, die ihm von Ewigkeit an vorgeschrrieben ist, und genau auf den scheinbar unbedeutenden Platz, wo er nun weitere Jahrtausende zu liegen hat... Wenn aber diese Berge einmal zerfallen, ist er ein kleines, ungeheuer wichtiges Glied ihrer Zerstörung gewesen. Eine Sekunde Bewegung in der Ewigkeit, die ja unaufhörlich Bewegung ist, und ohne die das ganze Weltall nicht bestünde. So tief ist das Kleine im Großen verankert, so kurz wirkt der Mensch... Er aber vermag sich dafür in den Trieb aller Bewegung zu schwingen, in den Urzustand — zu Gott!

Als Bobs nach vielen Stunden wieder zu Sinnen kam und seine fürchterliche Lage überdachte, glaubte er wahnsinnig werden zu müssen. Er fühlte wilde Schmerzen in seinem linken Arm, der gebrochen schien, beide Augen waren ihm vom Blut mehrerer Schädelwunden dicht verklebt. Die schlimmste Entdeckung aber war die, daß er seine Vaterne verloren hatte. Er ahnte nicht, wo er lag, die leiseste Bewegung konnte ihn vielleicht einem neuen Abgrund entgegenführen, und er wagte sich lange Zeit nicht zu regen. Quälender Durst peinigte ihn, und obwohl er ganz nahe ein Wasser murmeln hörte, wagte er doch nicht, dorthin zu kriechen, bis ihm einfiel, daß er in seiner Tasche noch Bündhölzchen habe. Über ein Dutzend der in der feuchten Luft bloß trüb brennenden Hölzchen benötigte er, um zu erkennen, daß er auf dem Grunde eines breiten Felskessels lag, der von einer kleinen, bald versickernden Wasserader durchzogen wurde. Nun erst stillte er den Durst, wusch seine Wunden aus und spürte bald einige Erleichterung. Er opferte ein neues Streichholz und sah auf die intakt gebliebene Uhr. Es war — wenn er nun etwa sieben Stunden bewußtlos gelegen hatte — jetzt genau eine Stunde nach Mitternacht. Diese Feststellung beruhigte ihn wieder ein wenig, weil er sich sagte, daß er dann immer noch Hoffnung habe, bei Tage einen rettenden Lichtschimmer zu entdecken, der ihm jetzt verborgen bleiben müßte. Maßvoll begann er alsbald von dem mitgeführten Proviant zu zehren; darüber befiehl ihm ein tiefer, fester Schlaf, der ihn erst gegen Morgen wieder aus seiner stärkenden Umarmung entließ.

Das erste, was er beim Erwachen empfand, war ein seitlicher, tiefblauer Schein, war Himmelslicht, das ihn, weil es tiefer lag, sicher in die Freiheit zurückführte. Wäre der holde Schimmer über ihm gestanden, so wäre es ihm wohl zweiseitig erschienen, ob er es je erreichen gekonnt hätte. Jetzt aber raffte er sich auf und taumelte glückstrunken dem immer gleißenderen Glanz entgegen, während sein Mund in fast sinnlosen ekstatischen Worten die näherkommende Gnade zu preisen begann.

Ja, es war Licht! Aber — f i n e s, das in die Freiheit führte! Die Öffnung führte direkt in die erbarmungslos steilen Ostwände hinaus, die nur der Adler zu umfliegen, aber kein Lebewesen bisher zu ersteigen vermocht hatte. Mit flackernden Augen starrte er über die grifflosen Wände hinab. Drunten im Tal sah er die Elm-

gruben-Zagdhütten liegen, er sah Gebirgler, ahnungslos von seinem Schmerz, ihren friedlichen Verrichtungen nachgehen: Kühe melden, Wasser holen, Holz tragen... Er sah alles erbarmungslos deutlich, und seine Seele ward allmählich von grimmiger Wut über ihre Sorglosigkeit erfüllt... Stundenlang schrie er um Hilfe... Bis er einsehen lernte, daß ihn die da unten niemals wahrnehmen oder hören könnten. Bestenfalls sahen sie die Höhle als einen dunklen Fleck in der Wand — das war alles. Warum sollten sie gerade heute auf jenen winzigen Fleck starren? Er zog sein Hemd aus und begann damit zu wischen; als aber auch diese Mühe erfolglos blieb, riß er wütend die Pistole aus der Tasche. Nun aber sollten sie ernstlich auf ihn aufmerksam werden! Er zielte haargenau, bei höchstem Visier, unter ungefährer Berechnung des Gegenwindes auf ein Flock Weidevieh und gab darauf hintereinander sechs Schüsse ab. Keine der Kugeln traf... Das Ziel war zu weit, er hatte keinen Aufschlag bemerkt, und der gegen den Salzofen stehende Wind vermittelte sogar die erhoffte Wirkung des Knalls. Die siebente Patrone ließ er im Lauf. Die siebente — wollte er für sich selbst behalten!

Keiner von uns vermöchte nachzufühlen, was Bohs in diesen Stunden empfand. Dieses Hin und Her, auf und ab heftigster Gefühle vermag die unberufene Feder nicht mitzuteilen. Dieses Beten, dieses Fluchen, diese Selbstanklagen und Zerwürfnisse. Schon hebt der arme Mensch die Waffe, um aller Qual ein schnelles Ende zu bereiten, — da erblickt er über sich, tröstend, verheißungsvoll, die klare, schimmernde Glocke des Himmels, und stöhnend bricht er in die Knie, unfähig, den Abzugshügel zu rühren.

Und erst die Nacht! — Über ihm schimmern die freiheitlichen Sterne. Unter ihm rauscht der Nachtwind im Tale und bringt ihm den warmen, verschlafenen Ruf des Weideviehs herauf. Wieder ruft er und ruft er verzweifelt, aber keiner wälzt sich deshalb ahnungsvoll im Schlafe, höchstens daß einer, der so spät noch durchs Gefelse geht, sich voll Schauer befreuzigt.

Am dritten Tage wußte er, daß ihm keine andre Möglichkeit blieb, als in den Fels zurückzufahren. Vielleicht entdeckte er einen anderen Weg als den verloren gegangenen. Vielleicht stürzte er sich zu Tode. Einmal dachte er auch an den Hund. Wenn er so klug gewesen und heimgelaufen wäre, würde man vielleicht auf ihn aufmerksam werden. Aber er kannte ja auch

den Respekt der Eingeborenen vor solchen Höhlen. Für sie wimmelt der Berg von Geistern und dunklen Urgewalten. Nein, es hatte keinen Zweck länger zu warten, seine Kräfte nahmen aus Mangel an Nahrung ständig ab.

Es war ihm ein gutes Omen, als er gleich zu Beginn der Wanderung mit dem Fuße an seine Laterne stieß. Gleich dem Ertrinkenden, der den unscheinbarsten Halt erklammert, fingerte er am Kontaktthebel herum und schrie freudig auf. Sie war nicht ausgebrannt — sie brannte! Das Gitterglas war zwar beschädigt, aber die Birne war wenigstens ganz geblieben und der Kontakt durch den Sturz unterbrochen worden.

Mutig begann er die gefährliche Wanderung. Er traf vom Grundriß ausgehend vier weitere nach oben führende Seitengänge, die er alle der Reihe nach so weit wie möglich durchsuchte. Den linken Arm hatte er sich der Schmerzen wegen fest an den Leib gebunden. So zwangte er sich mit unmenschlicher Energie durch Risse, Löcher und Spalten — nirgends aber entdeckte er Licht. In dem verästelten Labyrinth der Gänge half ihm oft nur der Kompaß wieder zurück. Zuletzt blieb nur noch ein steiler, schwer zu erklimmender Seitenriß übrig. Seine Hand brannte, die Fingernägel waren zerrissen, und jeder Griff verursachte ihm nadelscharfe Qualen. Ein heftiges Fieber durchschauerte ihn, als er sich gegen Abend halbtot in ein hohes, rundes Gefäß hineinzog, durch dessen Decke unerreichbar der matte Abendhimmel schimmerte. Sehnsüchtig griff die Hand nach dem Licht — hätte er Flügel!

Der Boden der Höhle war besonders reich mit Fundstücken bedeckt; er wußte bestimmt, daß er ein paarmal wertvolle Höhleninselten getroffen hatte, aber er war für all diese Dinge vollkommen gleichgültig geworden. Lächerlich erschien es ihm jetzt, töricht, in Staub und Morder nach Vergangenem zu wühlen.

Wieder wurde es Nacht... Zum dritten Male. Der Hunger wütete in seinen Gingewinden. Die maßlose Überanstrengung hatte alle seine Kräfte aufgezehrt. Am Gaumen flebte die geschwollene Zunge, die Wunden brannten, und ein trockenes hitziges Fieber ließ ihn vor Sehnsucht nach einem Tropfen Wasser schier vergehen... Jetzt begannen die Fieberphantasien... Oben am Rand der Himmelsampel erscheint im Zwielicht der Sterne ein kleines schwarzes Wesen. Es windet das schmale Köpfchen zu ihm herab und

winselt und jault ganz erbärmlich. „Ja,“ denkt Bobs, „mein Hund, mein kleiner Freund ist das. Er möchte mich gern trösten.“ Und „suh's Herrle!“ sagt er auf einmal laut... Aber vielleicht hat er das bloß geträumt... Das kleine Wesen ist verschwunden...

Staub rieselt von den Wänden. Das ist die Felsennacht, die entsetzliche Höhlennacht... Immer, und wenn er hundert Jahre am Leben bliebe, würde er dieses Geräusch hören können... Dieses fürchterliche Nagen...

Gegen Morgen steigern sich die Schmerzen zum Rasendwerden, und dann sind sie einfach niemals länger zu ertragen... Gott wird ihm verzeihen...

Apathisch holt er die Waffe hervor, entsichert und setzt sie gefaßt gegen das hämmende Herz. Gleich wirst du Ruhe finden...

Die Augen zu, Bobs! So jetzt — die Lippen zittern, beten —, und dann — zieht der Finger ab...

Es fiel kein Schuß! Kein Schlag durchfuhr die Brust und schnellte ihn jäh zu Boden! Die Patrone ging nicht los! Der siebte Schuß war ein Versager! — Hohnlachen, erbittert schleuderte er die Waffe in den Abgrund hinab: „Da friz, Moloch! Teufelsberg! Jetzt bin ich dein!“

Fieber durchfieden ihn. Ein dunkler Ball sinkt auf seine Augen, löscht Denken und Empfinden aus...

Gegen Morgen füllt ein verworrenes Murmeln den Raum. Es ist, als ob die Steine redeten. Mit Menschenzungen redeten... Über Bobs versteht sie nicht... Dann sind kleine, dunkle Steine da, die wie Tiere, wie Hunde, unaufhörlich laut und schmerhaft, bissig — bellen, bellen, bellen!!!

*

Bobs schlägt die Augen auf und findet sich säuberlich im Schragen einer Almhütte liegen. Findet gute Menschen um sich bemüht... Oder sieht's so im Himmel aus? Wie auf Erden? Sind der Lenz, die Mirz, die Leni, sind die alle im Himmel? Man reicht ihm laue Milch, die er gierig trinkt, und dabei muß er immer auf die Finger starren, die die Schale halten... Nein! Diese Hand ist von der Erde! Ist Fleisch und Blut, lebt! Er lebt! Und erschüttert gleitet er wieder in die gnädige Bildlosigkeit stärkenden Schlafes zurück.

Gegen Abend wird er wieder wach. Er fühlt, wie ihn das Leben wieder sicher und stark in die Wirklichkeit zurückdrängt. Um ihn ist ein

stilles Kommen und Gehen. Seine Augen forschen fragend und wie ihm die Mirz eine neue Abung bringt, kann er fragen: Wie es kam...

Gestern früh ums Morgengrauen, erzählt die Mirz, sei sein Hund gekommen und hätte das ganze Almdorf rebellisch gemacht. Erst hätten sie nicht verstanden, was er wolle, aber dann habe er sie am Kittel gepackt und gegen den Berg gezogen. Und er sei wieder ein Stück vorausgelaufen und habe geheult und gewinselt, bis es ihnen auf einmal ganz klar geworden wäre, daß seinem Herrn ein Unfall geschehen sein müsse. Sie seien dann sofort zur Hilfeleistung aufgebrochen, lauter Weiberleut, und wären heilsfroh gewesen, als sie droben in der Alpshütte noch zwei Holzknechte gefunden hätten, die gleich mit ihren Seilen mitgekommen seien. Dann seien sie alle, immer hinter dem flugen Hund her, auf den Salzofen gegangen, wo sich das Biecherl endlich winselnd vor einem tiefen Felsloch niedergelegt habe. So hätten sie ihn gefunden. Der Lenz hätte sich dann abgesetzt, und sie hätten zuerst ihn und dann den Lenz wieder heraufgezogen. Blutig und grauselig wie ein Gespenst hätte er ausgesehen, und sie hätten zuerst gedacht, daß er tot sei. Der Dackel aber habe sich auf ihn gestürzt, ihn stürmisch verbisselt und immer wieder ablecken wollen. Bis sie dann eine provisorische Tragbahre gemacht hätten, dann erst sei er anständig nebenher gelaufen.

„Ja,“ sagt die Mirz nach einer Weile, „so ist's gwen. Leicht warst fei net, kaum, daß wir dich tragen konnten. Alsdann, wie wir in der Hütten war'n, ham mer dich halt verbund'n; aber den Hund hat der Lenz wegtn müssen, weil er dich net um alles in der Welt hat in Ruh' lass'n könna. Guat is dös Biecherl, guat und klug wie a Mensch!“

„Wie a Mensch,“ wiederholte Bobs leise und fragte dann schnell: „Und wo is er jetzt, der liebe Kerl?“

„Im Stall drüb'n,“ sagt die Mirz, und der Maler bittet: „Geh'ns bitt' schön, lass'n zu mir einkommen!“

Man willfährt ihm gerne. Schon hört man das Platschen dicker Hundepfoten auf dem Weg, ein dunkler Keil fliegt in die Stube, springt auf die Bank, von da auf den Tisch und auf den Schragen hinüber, wo er sein Herrle liegen weiß. Sein Herrle, das ihn sicher schon so lange und so notwendig braucht!

Jetzt hat er ihn, das Herrle streichelt ihn, es

gibt kein stärkeres Gefühl auf dieser Welt, und das ganze Glück des treuen Tierchens gibt sich in einem erschütternden Ton laut.

In der Stube aber stehen sie alle ganz steif

umher, schauen hierhin und dort hinaus, keines kann reden, aber es fühlt ein jedes, wie seine Augen und die Augen des andern hinter schönen Tränenschleieren weh entbrennen.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschauen immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffser eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

Des Dorfes steingefasste Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt;

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand:
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokee,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprech! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Alplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Ferdinand Freiligrath.

Hängebrücken und Flußübergänge im tropischen Afrika.

Bon A. Ritter von der Osten.

Als mir in der ersten Zeit meiner Tätigkeit an der Westküste Afrikas von den weit aus dem Hinterland zurückkehrenden Reisenden gefährlich und abenteuerlich das Passieren der Hängebrücken geschildert wurde, verlangte es mich, eine solche Brücke einmal kennen zu lernen. Jahre sind nun bereits verstrichen, und so manche Szene hat sich inzwischen vor meinen Augen beim Überschreiten dieser Brücken, an reißenden Flüssen im ewigen Urwald abgespielt.

Wohl bei keiner andern Arbeit verrät der Schwarze so viel Geschick und Intelligenz, wie beim Bau einer mehr als 100 Meter messenden, über mächtig dahinschießende Schnellen,

hoch in den Lüften sich erhebenden Brücke. Kein Nagel, kein Eisen, keine europäischen Materialien, nur von dem, was der Urwald bietet, aus Lianen und Hölzern, wird die Brücke gefertigt. Fast in allen Regionen des Urwaldes, von der Küste bis zu den Gebirgsrändern des Graslandes trifft man sie an. Mehr oder weniger groß, ganz den Breiten der Flüsse entsprechend, müssen sie von den Eingeborenen der ihnen nächstliegenden Dörfer unterhalten werden.

Zum Bau einer Brücke wählt man zwei unmittelbar am Ufer und etwa 2 Meter auseinanderstehende große, kräftige Bäume. Von diesen führen in einer Höhe von 2—3 Meter über